

Vom Brauchtum im Jahreslauf

Von Friedrich Armer

Alte Volkstrachten sind verschwunden. Seltene Tiere und Pflanzen der Heimat schwinden trotz Naturschutz immer mehr. So ist auch das Brauchtum immer mehr zurückgegangen. Das begann mit dem Bau der Eisenbahnen. Man konnte schneller zu Verwandten, Freunden und Bekannten kommen, sich besuchen und besucht werden und bisher fremde Gegenden kennenlernen. Was von den älteren Generationen noch an Brauchtum aufrechterhalten wurde, schwand schon bei der folgenden, welche unter anderen Voraussetzungen lebte. Auf dem flachen Lande hat sich nun doch noch manche alte Sitte erhalten, und aus dem Folgenden mag man ersehen, wie es früher war und wie es heute noch ist.

Der Bauer trug den blauen Leinenkittel, der den Oberkörper deckte und gegen Wind und Wetter schützte. Die Bauernfrau trug am Sonntag die Haube aus weißem Tüll, die sogenannte „Knippmütze“, an deren Seite zwei gestickte weiße Bänder herabhingen. Bei Trauerfällen waren diese dunkelviolett. Bei der Abendmahlsfeier trugen die Frauen ein Tülltuch um Schulter und Brust, vorn mit einer goldenen Vorstecknadel befestigt. In dieser Tracht machte eine versammelte Kirchengemeinde einen überaus feierlichen, aber auch „däfftigen“ Eindruck. Bei der Beerdigung hüllte die Frau sich ganz in ein großes schwarzes Umschlagtuch, welches vom Kopf bis zu den Füßen reichte.

Das Brauchtum des Jahres richtete sich nach den kirchlichen Festtagen. Silvester wurde den Kindern wohl erzählt, es sei ein Mann zugereist, der habe soviel Nasen als noch Tage im Jahr. In Dinslaken sollte dieser im „Kofkamm“, jetzt „Alt-Dinslaken“, einkehren, und mancher noch leichtgläubige Junge hat wohl heimlich auf ihn gelauert, bis er zu Hause eines besseren belehrt wurde. Zu Neujahr schrieben die Kinder den Eltern, Großeltern oder auch Paten Neujahrsbriefe, wozu man mit Blumen usw. verzierte, besonders feine Bogen gebrauchte. Die Briefe lagen am Morgen neben der Kaffeetasse des Vaters, und nachdem dieser sie gelesen, spendete er Lob und auch wohl eine klingende Münze, die nicht vernascht werden durfte, sondern in die Sparbüchse wanderte. Es war also wohl nicht immer reine Kindesliebe, die zum Schreiben trieb, sondern auch die Aussicht auf Lohn. Manchmal schrieb man den Brief aus einem Brieffsteller ab, und da soll es vorgekommen sein, daß ein Junge auch den Namen aus dem Buch mit abschrieb, worauf ihm der Vater verwundert sagte: „Denn Brief öß schön, awer do hiff's doch niff Peter —.“ Durch überraschenden Glückwunsch wurde den Bekannten und Verwandten das Neujahr abgewonnen und die Gratulanten mit Neujährchen, Bollebäuskes oder Olikräppkes beschenkt. Die Erwachsenen bekamen ein Glas Punsch oder einen Schnaps dazu. Es war in meiner Heimatstadt auch Sitte, daß Nachtwächter und Müllersknecht glückwünschend erschienen, um eine kleine Gabe zu empfangen.

Der Nachtwächter zog von abends 10 bis morgens 5 Uhr durch die Straßen der Stadt und piff bei jeder vollen Stunde, und zwar um 10 Uhr einmal, um 11 Uhr zweimal, um 12 Uhr dreimal, um 1 Uhr einmal usw. Auf meine als Junge gestellte Frage, warum er um 10 Uhr nur einmal pfeife, erhielt ich die Antwort, daß er die Null (0) nicht pfeifen könnte.

Fastnacht versammelten sich in Dinslaken die Nachbarschaften. Von Umzügen kannte man bei uns noch nichts. Auf dem flachen Lande und in fast rein

evangelischen Gegenden merkte man von Fastnacht nicht viel. Wohl hatten Knecht und Magd am Fastnachtmontag nachmittags frei. In den Familien wurde und wird heute noch der Pfannkuchen mit Mettwurstscheiben an dem Tag gegessen. In einigen Dörfern wurde auch wohl „Wurst gejagt“, d. h. um Mettwürste gebeten, und von dieser Gabe erhielt jeder Soldat des Dorfes (wie z. B. in Möllen) eine geschickt. Die andern wurden gebraten und gemeinschaftlich verzehrt.

„Den ersten Aprell kann me de Becken anschmeeren aß me well!“ galt für den Anfang des April, und nicht nur Kinder, sondern auch Heranwachsende hatten unter der Neckerei zu leiden. Sie wurden ausgeschiedt, „Mückenfett“ oder „Wurstspinnensamen“ einzukaufen oder auch den „Heutrampfer“ zu leihen, der dann vom Nachbar wieder verliehen war, so daß mancher so durch das halbe Dorf geschickt wurde, bis er zur Einsicht kam.

Am Palmsonntag hatten die Kinder (hauptsächlich in katholischen Gegenden) einen Palmstrauch. Ein oben in vier Teile gespaltener Stock war mit Buchsbaumzweigen (Palm) verziert. Oben auf jeder Spitze stak ein „Pilligänsken“, ein aus Hefeteig hergestelltes Gebäck in Form eines Vogels mit einem Korinthenauge. Ein Gebäckkranz, andere Leckereien und Ketten von getrockneten Pflaumen und Rosinen schmückten das Ganze. Der Strauch wurde mit in die Kirche genommen, und nach dem Gottesdienst steckte man kleine geweihte Palmzweige in das Wohnhaus, in Stallungen und auf den Acker, um für Haus, Hof und Acker den Segen zu erleben.

Am Gründonnerstag war es allgemein üblich, Grünes zum Mittag (hier meistens Kohl) zu essen. Karfreitag aß man in allen Familien Fisch. Wer sich nicht mit Heringen begnügte, verzehrte den Stockfisch, denn frische Seefische waren in der damaligen Zeit hier nicht zu haben. An dem Tage roch man aus allen Häusern das gebratene Öl, denn solches gab es als Tunke mit Senf zum Fisch.

Wer in der Karwoche (auch Judaswoche genannt) durch die Gegend wandert, sieht fleißige Hände Reisighaufen zum Osterfeuer (Poßfür) aufeinander-schichten. Am Abend des ersten Feiertages werden diese angezündet, wobei früher noch allerlei alte Volkslieder gesungen wurden. Diese Osterfeuer haben sich noch in den meisten Gegenden unserer engeren Heimat erhalten. Man zählt die gesehenen Feuer und sagt: „Soviel Feuer man sieht, soviel Jahre lebt man noch.“

Ostereier suchen, die der Osterhase gebracht hatte, konnte man früher nicht. Dagegen nahmen die Kinder, auch wohl Knechte und Mäade in der Zeit vor Ostern heimlich Eier aus den Nestern, nicht in unlauterer Absicht, sondern um sie zu sammeln und am Festtagmorgen der Mutter oder Bauernfrau zu übergeben. Je mehr Eier, desto größer dann die Freude. Bunte Eier gab es früher nur bei vornehmen Leuten, der Bürger und Bauersmann kannte sie nicht. Bei ihm wurden die Eier in einem Nest in einem Topf mit Zwiebelschalen gekocht, so daß sie gelb bis bräunlich wurden. Es war auch Sitte, daß die Kinder am Ostermorgen neben der Kaffeetasse ihr Osterei fanden, auf welches der Vater den Namen geschrieben hatte. Am Osterabend mußte die Mahlzeit vor Sonnenuntergang, also nicht bei brennendem Licht, eingenommen werden, denn, sagt der Volksmund: „Sonst stechen dich das ganze Jahr die Mücken.“

Am Karfreitag schweigen nach katholischer Sitte die Glocken, sie flogen nach Rom. An ihre Stelle trat die hölzerne Klapper. Mit ihr zogen die Jungen schwingend um die Kirche, den Beginn des Gottesdienstes anzukündigen.

Von Pfingstmai und Maibaum war früher hier nichts bekannt. Nur in Mehrum hat sich die Sitte noch erhalten, an diesem Fest die Häuser von außen mit frischen Zweigen zu schmücken.

Ein besonderer Brauch hatte sich auch beim Ausmachen der Kartoffeln erhalten. Dieses geschah früher ja meistens mit dem Spaten. Jeder war nun, wenn es mit der Arbeit bald zu Ende ging, bestrebt, den letzten Strauch auszumachen. Er hatte dann den „Hasen“. Hier liegt wohl der alte Glaube zugrunde, daß der Feldgeist von Strauch zu Strauch floh und schließlich beim letzten kein Entweichen mehr war.

St. Nikolas, „Zenter Kloos“, wurde auch überall gefeiert. Von einem Herumreiten dieses kannte man früher bei uns nichts. Der Niklas war auch nicht die Figur eines Heiligen, sondern mehr eine Scherzfigur. Vor dem 6. Dezember sangen die Kinder wohl:

„Zenter Kloos öß ein brawe Mann,
de die Kender watt gäwen kann.
Die Groten lött hei loopen,
die können sich watt koopen.“

Nach der Feier sang man wohl einen Spottvers, der an Verbtheit nichts zu wünschen übrig ließ. Am Vorabend des 6. Dezember setzte man auf einen Teller einen kleinen Holzschuh (ein Zenterkloosklömpken), legte etwas Brot und Heu für das Pferd dazu, welches am andern Morgen verschwunden war. Statt dessen lagen allerlei Gebäck (Zenterklööskes), Apfel und Nüsse darauf.

Wir haben gesehen, daß manches von den alte Bräuchen sich bei uns noch erhalten hat, vieles allerdings leider verschwunden ist. „Das Alte stürzt, es ändert sich die Zeit“ heißt es auch hier. Freuen wir uns über das, was noch geblieben ist, und suchen wir es zu erhalten!

Ein Spinnstubenabend im Hause „Sahler“ um 1830

Von P. Hedermann

Still liegt das Dorf. In der Schmiede ist das Feuer erloschen und kein Hammerschlag tönt durch die kalte Winterluft. Mit einer gewaltigen Schneehaube bedeckt, ruhen die Häuser eng um das Kirchlein geschart, als suchten sie dort Schutz wie die Küchlein bei der Henne. Die Bäume und Sträucher biegen sich unter der weißen Last des Schnees. Die eisbedeckte Wasserfläche des Mühlenteiches schimmert matt im Sternenschein. Gespenstig ragt in der Mitte des Mühlenteiches ein Pfahl hervor. Noch vor wenigen Stunden war hier Leben und Treiben. Fröhliche, pausbackige Kinder hatten an einer langen Kette einen Schlitten befestigt. Am Ende dieser Kette befand sich ein großer eiserner Ring, der um den Pfahl gelegt wurde — „die Rofmühle“. Hei, war das ein Vergnügen, wenn mit vereinten Kräften der Schlitten sich im Kreise drehte, daß die Mädels schrien und die Buben lachten und sich immer fester gegen die Kette stemmten. Nun liegen sie längst und schlafen und träumen unter den gewaltigen Federbetten der Alkoven. Still steht das alte Mühlrad, über und über mit Eiszapfen behangen, und nur plätschernd rinnt das kalte Wasser über das Stauwehr.

Beim „Rösterwerth“, dessen Haus sich zwischen Mühle und Kirche eng an die alte Kirchhofsmauer schmiegt, ist noch Licht. — Da sitzen die Alten in verräucherter Stube und würfeln, karten und blasen den blauen Dampf aus